

Uwe Holmer

**DER MANN,
BEI DEM HONECKER WOHNTE**

SCM Hänsler

Inhalt

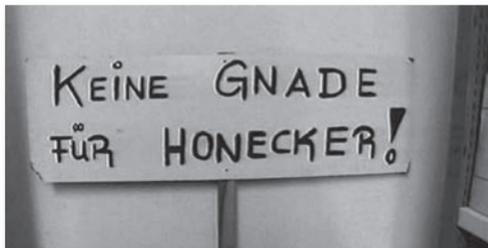
Vorwort	5
Einführung	6
1. Kindheit und Jugend	9
2. Studium	23
3. Ehe und Familie	31
4. Pfarramt 1955-1967	53
5. Bibelschule Falkenberg 1967-1983	77
6. Noch einmal: Familie	85
7. Einschub: Theologische Beobachtungen	98
8. Lobetal 1983-1991	103
9. Honecker	132
10. Abschied von Lobetal	155
11. Serrahn	157
12. Sigrid geht heim	173
13. Rentenbeginn, Witwerstand	177
14. Christine, meine zweite Frau	178
15. Enkelkinder	182
16. Leben im Ruhestand	185
17. Rückblick	190
18. Nachdenken über mein Volk	198
19. Ausblick	212
Anhang	214
Anmerkungen	219



Meine Frau geht Menschen entgegen, die auf der Straße vor dem Pfarrhaus Rede und Antwort fordern für dieses ungewöhnliche Geschehen.

Am Abend des 30. Januar 1990 sollten sie gebracht werden. Für den Vormittag rief ich die Direktion zusammen und bat sie, der Bitte der Kirchenleitung zu entsprechen und diese Aktion mitzutragen. Zunächst wurden Bedenken laut: Wir sind ein Ort für schwache Menschen. Es könnte Unruhe geben. Es könnten Menschen kommen und protestieren, eventuell auch sehr laut. Für solche Aktionen sind wir nicht gerüstet und nicht geeignet. Diese Bedenken waren ja ernst zu nehmen, denn wenn wütende Demonstranten unsere körperlich und seelisch empfindsamen und alt gewordenen Bewohner durcheinanderbrächten, würden wir viele Schwierigkeiten bekommen. Doch dann dachten wir an das Außerordentliche der Stunde und an den Auftrag von uns Christen, Vergebung zu üben, Versöhnung zu leben. Wenn überhaupt, dann wäre hier, mitten in der christlichen Gemeinde, der Ort, wo man der Rache von Menschen begegnen und ein Zeichen setzen könnte: Vergebung besiegt den Hass. Wir bedachten, dass wir an jedem Sonntag in unserer voll besetzten Kirche im Vaterunser beten: »Vergib uns

unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.« Könnten wir das ehrlich weiterbeten, wenn wir das nicht auch praktizierten? Und hatte nicht Jesus allen Jüngern gesagt: »Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben« (Matthäus 6,15)? Und hatte nicht Pastor von Bodelschwingh Lobetal für Berliner Obdachlose errichtet und an den Eingang ein Standbild des einladenden Christus aufstellen lassen. Hatte er nicht seinen Diakonen die Anordnung gegeben: »Dass ihr mir keinen abweist!«? Nun war Honecker auch ein Berliner Obdachloser. Wir spürten: Hier könnte ein Auftrag Gottes für Lobetal sein. So waren wir uns nach drei Stunden Beratung einig geworden: Wir sollen es tun. Als ich am Nachmittag noch die Hauseltern zusammengerufen und auch ihre Zustimmung erhalten hatte, hatten wir eine tragfähige Einigkeit gewonnen. Wie wichtig das war, merkten wir in den Tagen danach. Als nun tatsächlich Protestierende und Demonstrierende erschienen und schimpften, mischten sich immer Mitarbeiter von uns unter sie und erklärten ihnen, warum wir als Christen meinen, das tun zu müssen. Fast immer konnten sie die Menschen beruhigen. Mancher, der mit Wut im Bauch gekommen war, ging mit einem gewissen Verständnis wieder weg. Emotional war für sie empörend, was wir taten. Rational aber und geistlich war es wohl gerade richtig, nicht Verachtung mit Verachtung zu vergelten. Denn ein Neuanfang, den wir uns so sehr wünschten, auch für Genossen und Funktionäre, kann nur durch Vergebung und Versöhnung, wenigstens Duldung geschehen.



Transparent von Demonstrierenden.

Nie ist jemand über unseren Gartenzaun gestiegen, den unsere Mitarbeiter repariert und abschließbar gemacht hatten. Doch sicher hat nicht dieses kleine Hindernis die Menschen von unserem Hause ferngehalten, sondern die geistige Waffe des Gespräches und des christlichen Zeugnisses. Das war in Lindow ganz anders. Acht Wochen später wechselten Honeckers dorthin, wo in einem staatlichen Ferienobjekt eine bessere Versorgung und medizinische Betreuung zu erwarten war. Aber schon am nächsten Tag baten Honeckers, zu uns zurückkehren zu dürfen. Die Bevölkerung aus der Umgebung von Lindow hatte sich gegenseitig aufgewiegelt und schrie nun: »Wenn Honecker bis morgen nicht weg ist, stürmen wir das Haus.« So kamen sie zurück und blieben noch zwei weitere Wochen bei uns, bevor sie Anfang April im sowjetischen Lazarett in Beelitz bei Berlin sicheren Schutz und gute medizinische Betreuung fanden.

Schon nachdem wir Honeckers begrüßt und mit ihnen Abendbrot gegessen hatten, kam ein Anruf von einem Kirchgemeinderat aus Thüringen. Sie hätten im Radio gehört, dass Honeckers in unserem Pfarrhaus Unterkunft gefunden hätten. Dagegen wollten sie protestieren. Manche von ihnen hätten schwere Nachteile im Sozialismus erlitten. Einigen sei auch der gewünschte Beruf verschlossen worden. Und nun nähme die Kirche den auf, der ihnen die Karriere verdorben habe. Das fänden sie empörend. Ich erklärte, warum wir das taten und dass auch wir uns hatten überwinden müssen. Wir baten aber, unser Tun zu respektieren, weil wir meinten, damit ihrem und unserem Herrn zu folgen. Und tatsächlich, vom anderen Ende hörte ich: »Na, wenn Sie meinen, das so tun zu müssen, dann wollen wir das respektieren.« Die nächsten Tage und Wochen waren mit derlei Begegnungen und Gesprächen, aber auch wüsten Beschimpfungen angefüllt und überfüllt.

Meist ging meine Frau mit immer neuem Freimut an den Zaun zum Gespräch, während ich von der Arbeit in unserem Werk gefordert wurde. Es war für uns Ostdeutsche ja die Zeit großer Umbrüche. Frau Honecker wischte, während draußen geschimpft wurde, bei uns zu Hause die Treppe. Einmal frei geworden von ihrem Ministeramt, war sie überhaupt nicht so arrogant, wie man uns vorher gewarnt hatte. Als ich am Morgen nach Honeckers Aufnahme in mein Büro kam, saßen dort schon zwei Reporter der »Bild-Zeitung«. Jede Einzelheit wollten sie wissen. »Sie beten doch bei Tisch?«, fragten sie.

Ich: »Ja, selbstverständlich«.

Die Reporter: »Hat Honecker mit gebetet?«

Ich: »Ich pflege meine Gäste beim Beten nicht zu beobachten.«

Am nächsten Tag stand in der Bildzeitung: »Holmer hat gebetet – Honecker hat Amen gesagt«, nach meiner Erinnerung unter der Überschrift: »Honi lernt beten.« Obgleich ich Honeckers versicherte, dass ich das nie sagen würde und sie mir auch glaubten, wirkten sie doch danach bei Tisch zurückhaltender. Nach einigen Tagen schufen wir für Frau Honecker die Gelegenheit, oben selbst zu kochen, damit sie ihrem Mann Krankenkost machen und sich nicht nach unserer Essenszeit richten musste. Mit der Zeit entwickelte sich zwischen Honeckers und uns ein gewisses persönliches Verhältnis. Man kann nicht zehn Wochen mit Menschen unter einem Dach wohnen und einander fremd bleiben, zumal wenn man von außen bedrängt wird. Wo Vergebung geschehen ist, wird der Weg frei zu einem normalen Verhältnis. Einen besonders intensiven Dienst tat in dieser Zeit meine Sekretärin, Frau Pflanz, die den täglichen Packen an Briefen durchlas, sortierte und mir gegebenenfalls zur Beantwortung vorlegte. Diese Arbeit ging weit über den Feierabend hinaus. Die größte Bedrängnis kam von der Presse beziehungsweise von Radio und Fernsehen. In unzähligen Gesprächen und Interviews sollte ich mich erklären. Das nahm viel Zeit in Anspruch und wurde mit der Zeit auch lästig, manchmal sehr lästig.



Professor Althaus, der Herr Honecker operiert hatte, hat das Ehepaar nach Lobetal begleitet. Er bat mich, mit Herrn Honecker möglichst täglich an die frische Luft zu gehen. So ergaben sich manche persönlichen Gespräche.

Aber auch bei den Gesprächen mit Presse und Medien versuchte ich immer, einen gewissen geistlichen Akzent zu setzen und etwas von dem weiterzugeben, wie wir als Nachfolger von Jesus mit Benachteiligung und Bedrohung umgegangen waren und wie wir Wut und Ärger bei unserem Herrn abzugeben lernten. So, denke ich, haben wir einen kleinen Teil zur geistigen Bewältigung der DDR-Zeit und zum inneren Frieden in unserem Volk beitragen dürfen.

Hier nehme ich nun auf, was ich oben schon schrieb: Wir suchten immer einen lebendigen Kontakt zu unserem Freundeskreis. Natürlich waren auch unsere Freunde von der Aufnahme des Ehepaares Honecker bei uns sehr bewegt, verwundert, gelegentlich auch irritiert und verärgert. Wir erhielten in den zehn Wochen ihres Aufenthaltes bei uns an 3 000 Briefe, viele ablehnende und empörte, aber auch viele zustimmende. Eine Bekannte rief an: »Ihr müsst euch mal öffentlich äußern. Hier bei uns diskutieren die Menschen sehr erregt. Beim Schlachter und im Konsum meinen Leute: Das muss ja ein ganz ›roter Pastor‹ sein, dass er die aufnimmt. Schreib doch mal was dazu.« So habe ich die Gelegenheit genutzt und im Freundesbrief Lobetals vom Februar 1990 dazu Stellung genommen. Dort schrieb ich:

Liebe Freunde,

In der letzten Zeit haben wir eine große Menge an Post erhalten. Viele Menschen haben uns ihre Zustimmung, andere aber auch ihre Verärgerung über unser gemeinsames Wohnen mit Honeckers kundgetan. Vielleicht wundern Sie sich, wenn ich Ihnen sage, dass ich (fast) alle Stellungnahmen verstehen kann. Manche haben ja wirklich sehr Schweres erlebt, und die Erinnerung daran kommt immer wieder hoch. Doch haben wir auch umgekehrt erfahren: Unsere Gesprächspartner begannen auch uns zu verstehen, wenn wir nur Gelegenheit hatten, unsere Sicht gründlich darzulegen. Wir sind überzeugt: Dieses gegenseitige Gespräch ist ein notwendiger Vorgang bei der Bewältigung unserer Vergangenheit. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen meine Erklärung an unsere Freunde zuzusenden, auch auf die Gefahr hin, dass Sie vielleicht schon einiges davon kennen: